

Diplomrede PH Zug, 28. Juni 2016

Bevor ich Ihnen zu diesem beneidenswerten Anlass gratuliere - beneidenswert sage ich, weil wir den erfolgreichen Abschluss von vielen persönlichen und gemeinsamen Bemühungen feiern - bevor ich also gratuliere, möchte ich mich kurz vorstellen, damit Sie wissen, wer Ihnen gratuliert.

Und wenn es kurz sein soll, würde ich sagen, ich bin in Bremen geboren und aufgewachsen, habe Latein und Germanistik studiert und lebe seit 1970 in der Deutschschweiz. Zwei Söhne habe ich bekommen und, bevor ich vierzig wurde, angefangen, Bücher zu schreiben, auch für Kinder.

Das sind klare Sätze, Sie haben sie verstanden. Sie können sich etwas darunter vorstellen. Aber kaum das, was wirklich gewesen ist. (Und was gewesen ist, wirkt bekanntlich weiter.)

Als erstes müssten Sie natürlich noch wissen, wann ich geboren bin. Denn das kennen Sie von Ihrer Ausbildung her: wenn Sie in eine erste Klasse zum Unterrichten kommen, sitzen da Kinder, die schon sechs Jahre lang gelernt haben, wie das Leben ist. Also wie ihr Leben ist, mit all dem, was dazugehört hat. Und das wird in jedem der kleinen Köpfe etwas anderes, etwas eigenes sein.

Gemeinsam ist diesen Kindern, dass es die Zehnerjahre mit ihren Besonderheiten waren, in denen sie ihre Vorstellungen von der Welt gebildet haben. Weniger gemeinsam ist vielleicht schon der Ort, das Land, der Sprachraum, in denen sie ihre Erfahrungen gesammelt haben.

Meine ersten sechs Jahre haben sich am Rand einer alten Hansestadt abgespielt, von 1939 bis 1945. Es war also Krieg, Bombenkrieg fast von Anfang an. Nazizeit. Angst nicht nur bei Bombenalarm, sondern immer, wenn man die herrschende Ideologie nicht teilte. Und welche Erleichterung, als all das Vergangenheit war.

Beim Gedanken ans Aufwachsen stellen wir uns gewöhnlich eine Familie vor, bei mir bestand sie aus meiner Mutter und mir, der Vater war erst im Krieg und dann, weil die Ehe geschieden wurde, ein Vater, den ich ab und zu besucht habe. Aber Sie wissen, wie viel wichtiger als die nackten Daten die Atmosphäre in einer Familie ist.

Wann und in welcher Gesellschaft wir die Welt und unser Umfeld und unsere persönliche Rolle darin kennenlernen, bleibt fürs Leben wichtig, wichtig aber auch, wo in dieser Gesellschaft wir uns befinden.

Ich war in einer weit verzweigten Familie die erste, die das Abitur gemacht hat. Verdanke das also nicht einem bürgerlichen Hintergrund, in dem es als selbstverständlich vorausgesetzt würde. Als ich ins Gymnasium kam, war ich zehn Jahre alt, hielt es für selbstverständlich und habe erst später gelernt, dass ich das der sozialdemokratisch geprägten Verfassung unseres Stadtstaats verdankte: kein Schulgeld, keine Ausgaben für Bücher und Lehrmittel. Das konnte meine Mutter, alleinerziehend nennt man das heute, sich leisten.

Ist damit genug gesagt? Natürlich nicht. Wahrscheinlich hat trotz aller scheinbaren Klarheit jede von Ihnen das Gesagte ein wenig anders verstanden, je nach der eigenen Erfahrung. So hören wir zu. Und wenn ich sage, ich hätte studiert, werden Sie selbstverständlich annehmen, ich hätte das Studium auch abgeschlossen. Ein Missverständnis, durch Kürze verursacht. Ich habe mich an der Universität verfranst und keinen Abschluss, aus vielerlei Gründen, von denen die Tatsache, dass ich halbtags als Sekretärin gearbeitet habe, nur einer ist. Auch darum finde ich die Feier Ihres Studienabschlusses so beneidenswert.

Sie sehen, wir können es nicht kurz machen, wenn wir Missverständnisse vermeiden wollen.

Wir geben uns schnell zufrieden und ziehen unsere Schlüsse, aus einer Information, einem Eindruck. Wir tun es voreilig. Das ist kaum zu vermeiden. Es ist aber gut, das zu wissen. Und offen zu bleiben.

Und jetzt gratuliere ich Ihnen zu diesem schönen Anlass. Zu allem, was Sie bisher geschafft haben. Und ich tue es im Bewusstsein, dass ich von Ihnen außer dieser Tatsache nichts weiß und dass es über jede einzelne Person, die hier sitzt, sehr viel zu wissen gäbe, wenn man ihr gerecht werden wollte.

Sie haben sich den Beruf vorgenommen, den ich von allen für den wichtigsten halte.

Warum für den wichtigsten? Weil Kinder so wichtig sind, und weil Lehrerinnen und Lehrer so weitgehend den Lebensraum gestalten, in den das Kind eintritt, wenn es die Familienumgebung verlässt. Und das für lange Zeit.

Und warum haben Sie diesen Beruf gewählt? Vielleicht, weil er so wichtig ist. Vielleicht aus andern Gründen.

Ich wollte nach dem Abitur auch Lehrerin werden. Weil ich nur zwei Berufe von nahem kennengelernt hatte und mir darum andere Berufe schlecht vorstellen konnte. Ich hatte immer angenommen, ich würde Schneiderin werden wie meine Mutter, umso mehr, weil sie, als ich in der dritten Klasse war, dazugelernt und die Meisterprüfung gemacht hat. Aber wenn man die Chance bekommt, ins Gymnasium zu gehen, merkt man mit der Zeit, dass man sich für die Zukunft etwas anderes überlegen muss. Außer der Näherei kannte ich Lehrerinnen. Sie haben mich inspiriert, überzeugende Lehrerinnen.

Sonderbarerweise hat mich auch und vielleicht noch stärker eine Lehrerin inspiriert, die uns zwar sehr wirkungsvoll unterrichtet, aber vor allem mit bössartiger Machtausübung gequält hat (von der ich schon als Schülerin vermutet habe, dass sie aus Angst entstanden sein musste, was uns damals wenig geholfen hat). Ihr verdanke ich eine der größten Überraschungen meiner Schulzeit: als sie wegen zu vieler Klagen an eine andere Schule versetzt wurde, nahm sie in der letzten Schulstunde Abschied von uns. Und dieser Abschied fiel ihr schwer. Sie hatte Tränen in den Augen. Zutiefst verblüfft begriff ich, dass diese Frau uns geliebt hatte.

Warum hat eine solche Lehrerin mich für diesen Beruf inspiriert? Als negatives Vorbild. Man müsste, dachte ich mir, auch ohne tyrannisches Gebaren Wissen vermitteln und statt Angst Freude am Lernen wecken können.

Ich ging also auf die Universität, um Lehrerin zu werden. Zu den pädagogischen Vorprüfungen gehörte, dass man ein Schulpraktikum machte. Zuhören, selber Unterrichtsstunden vorbereiten und unterrichten. Das Vorbereiten lag mir, das Umsetzen auch, und mit den Kindern kam ich gut zurecht. Aber mit mir nicht. Nach jeder Stunde war ich vollkommen erschöpft, und nach einer Woche wusste ich, dass dieser Beruf über meine Kraft gehen würde. Auch dann, wenn es nicht um einzelne Unterrichtsstunden ging, sondern sich über längere Zeit eine gemeinsame Lernatmosphäre aufbaute. Ich habe also rechtzeitig herausgefunden, dass mir etwas Wesentliches fehlt, um eine gute Lehrerin zu werden: eine bestimmte nach außen gerichtete soziale Vitalität, die man dafür braucht und auf die Kinder, wenn sie in die Schule gehen, auch einen Anspruch haben. Ich bin nicht die einzige, das weiß ich heute. In der Schweiz hört jeder sechste Lehrer im ersten Jahr auf. Die PH Nordwestschweiz will darum demnächst einen Stresstest für künftige Lehrer einführen, der prüft, wie belastbar und flexibel ihre Studenten sind. Zum Glück habe ich es selber gemerkt.

Seitdem wusste ich nicht recht, was aus mir werden sollte, und das ist etwas, was ich Ihnen überhaupt nicht wünsche. Dass ich Schriftstellerin geworden bin, ist eine andere Geschichte, die erst viel später angefangen hat. Ihnen wünsche ich ganz im Gegenteil, dass Sie das, was Ihnen heute vorschwebt, auch erreichen. Und wenn nicht, dann etwas anderes, das Ihnen dann genauso sinnvoll vorkommt.

Ich habe zehn Jahre nach der Universität meine Arbeit gefunden, das Schreiben. Übrigens nicht, weil es mir leicht fiel. Ganz im Gegenteil. Sie werden von vielen Schriftstellern hören, dass ihnen das Schreiben schwer fiel und sie es darum täten. Ginge es mir leicht von der Hand, hätte ich Journalistin werden können, aber das ist ganz ausgeschlossen.

Und jetzt mein letztes Beispiel für irreführende Information. Wenn man Bücher schreibt, gibt es immer wieder Gelegenheiten, bei denen man kurz vorgestellt wird. Da heißt es dann oft, ich hätte erst für Kinder und dann für Erwachsene geschrieben. Und das ist nicht bloß unvollständig, sondern schlicht falsch. Aber einmal von der Verlegerin formuliert, ist es nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Vor allem nicht aus dem Internet. Diese Informationsquelle hat es verdient, dass man vor ihr warnt. Aber es wäre auch früher schon so gewesen. Gerüchte gab es immer, nur waren sie nicht so leicht zu verbreiten.

Man müsste nur meine Werkliste anschauen, vielleicht im Internet, und würde sehen, dass erst nach drei Büchern für Erwachsene eins für Kinder herauskam.

Warum taucht das Gerücht immer wieder auf? Weil es überzeugt. Es klingt irgendwie rührend. Und logisch klingt es auch, man schreibt erst mal für die Kleinen, entwickelt sich dann weiter und schreibt für die Großen. Es war aber umgekehrt, und das wird Ihnen vom Unterrichten her bekannt vorkommen.

Allerdings ist das Gerücht nicht nur falsch. Für Kinder schreiben wollte ich tatsächlich am Anfang. Warum? Ich hatte Kinder, war selbst mal eins und dachte wohl auch, es wäre leichter. Aber ich konnte es nicht. Außer einer kleinen Fabel für meine Kinder habe ich nichts zustande gebracht, das man in die lesende Welt hinauslassen konnte. Erst nachdem ich für Erwachsene geschrieben hatte, wurde es leichter, nicht leichter als für Erwachsene zu

schreiben, sondern leichter als am Anfang. Ich war freier fürs ganz spezielle Erzählen für Kinder, weil ich für das, was mich als Erwachsene beschäftigte, einen Ort gefunden hatte. Darum war ich frei genug, um mich auf den Erfahrungshorizont von Kindern einzulassen.

Man hört manchmal die Behauptung, es gebe nicht Bücher für Kinder und andere für Erwachsene, sondern nur gute und schlechte Bücher. Das halte ich für Unsinn, so viele Beispiele uns auch einfallen mögen für fließende Übergänge zwischen den Kategorien. Und so wenig es nicht einfach Erwachsene und Kinder gibt, sondern bei beiden die unterschiedlichsten Interessen, Fähigkeiten und Vorlieben. Und einfach von guten und schlechten Büchern reden kann man schon gar nicht. Wir haben darüber alle unsere Meinungen, und nicht alle die gleiche.

Mir kommt es sinnvoll vor, zwischen Erwachsenen- und Kinderliteratur zu unterscheiden, vorausgesetzt, dass wir es nicht apodiktisch tun. Der Unterschied liegt weniger bei den Themen als vielmehr in der Art, wie sie erzählt werden. Also mit Rücksicht auf den jeweiligen Erfahrungshorizont, und der betrifft einerseits das Leben und andererseits die Sprache. Nun hat zwar jedes Individuum seinen eigenen Erfahrungsrucksack und sein eigenes Verhältnis zur Sprache, aber Unterschiede zwischen Kindern und Erwachsenen ganz leugnen zu wollen, kommt mir weltfremd vor. Ein Beispiel: Kinder wissen, was Liebe ist, aber sie wissen es ganz anders als Sie oder ich. Sie hatten noch keine erwachsenen Beziehungen, haben darin noch keine Fehler gemacht oder ihre Fehler wiederholt. Darum wird sich Kindern bei diesem Wort ein anderes Feld auftun als bei uns. Und das gilt nicht nur inhaltlich, sondern auch für Sprachstrukturen. Literaturgewohnte Menschen können sich freuen am Reichtum einer komplexen Sprache, ein Kind wird wohl abschalten.

Beim Schreiben für Kinder ist besondere Sorgfalt nötig, um einfach zu bleiben. Richtiger: um einfach zu werden. Für mich müssen Kindertexte etwas von Gedichten an sich haben, also einen eigenen Ton, um dessentwillen man sie gern liest. Auch darum, weil besonders die kleinen Kinder eine Geschichte nicht nur einmal hören wollen, sondern immer wieder. Die Geschichten müssen natürlich auch spezifische Impulse enthalten, die beim Lesen oder Vorlesen die kindliche Denk- und Lachlust belohnen.

Ich liebe die Vorstellung, wie ein Großer einem Kind vorliest. Eine wunderbare pädagogische Dreieckssituation, nicht weil bei dieser Gelegenheit erzogen würde, sondern weil man miteinander etwas erlebt. Darum ist es mir auch lieb und wichtig, wenn Erwachsene das Vorlesen nicht als Pflichtübung erleben, sondern selber von einer unterschwelligeren Ebene im Text angesprochen werden. Ein Kind wird nicht merken, wo Inhalte mitschwingen, auf die die Großen mit ihrer Erfahrung reagieren können.

Übrigens mögen Kinder es auch, wenn sich dunkle, ihnen nicht verständliche Stellen in einer Geschichte finden. Es dürfen nur nicht zu viele sein. Das kann ihre Leselust steigern.

Vielleicht fallen Ihnen nun jede Menge Kinder ein, bei denen von Leselust nicht die Rede sein kann. Ich meine, man darf auch ein Nichtleser sein, verpasst aber was. In der Schweiz gibt es großartige Forschung zum kindlichen Lesen und wie man es fördern kann. Darum nichts darüber außer dem besten Tipp, den ich je gehört habe: Verboten. Ich verdanke ihn einem afrikanischen

Schriftsteller, der als Kind die Bibliothek seines Vaters abstauben musste, aber auf keinen Fall eins der Bücher lesen durfte. Welch unglaubliche Motivation! Es dauerte jedenfalls nicht lange, bis er ein enorm belesenes Kind war. Leider hat nicht jedes Kind so einen Vater mit einer Bibliothek. (Wir hatten jedenfalls keine.)

Wenn ich vom spezifischen Schreiben für Kinder erzähle, kann ich das nicht, ohne daran zu denken, dass Sie und ich wohl etwas Vergleichbares erleben in unseren Berufen.

Ich soll zwanzig Minuten zu Ihnen sprechen, und was tue ich? Etwas, das man wohlerzogenerweise nicht tun sollte, und schon gar nicht in einer Festrede. Ich rede die ganze Zeit von mir. Warum? Sicher nicht, weil es wichtig wäre, etwas über mich zu wissen. Ich spreche von mir wegen der Dinge, die Sie beim Zuhören über sich selbst denken. Falls Sie dabei etwas lernen sollten, dann nicht von mir, sondern von dem, was Sie dazu beitragen.

Eine Person kann der andern ja kaum zuhören, ohne sich selbst gleich mitzudenken. Was die eine von sich erzählt, prüft die andere sogleich auf Parallelen und Widersprüche zu den eigenen Erfahrungen, und zwar gleichzeitig mit dem Zuhören.

Die Kapazitäten unseres Denksystems sind so enorm, dass es überhaupt nicht ausgelastet wäre und sich maßlos langweilen und angeödet abschalten würde, wenn wir von ihm verlangten, nur ein Ding zur Zeit zu tun.

Ich meine damit nicht nur Beobachtungen wie die, dass Sie bei meinem ersten Satz herausgefunden haben, dass ich aus Norddeutschland stamme und nicht etwa aus der Schweiz, wo ich mehr als mein halbes Leben gewohnt habe. Die Fähigkeit zu mehrgleisigem Denken geht viel weiter.

Das mag ja sein, werden Sie jetzt vielleicht denken, aber wenn das Durcheinander im Kopf üblich und in Ordnung und fruchtbar ist, was wäre dann Konzentration? Das muss man sich überlegen. Meine Antwort: Konzentriert würde ich unsere Hirntätigkeit beim Zuhören dann nennen, wenn das, was wir dabei sonst noch alles denken oder tun, mit dem, was wir hören, möglichst eng verbunden ist, wenn wir das Gehörte umkreisen, ergänzen, vergleichen, einordnen oder was Ihnen in der Eile sonst noch einfallen mag. Und wenn wir dabei zum Zuhören und zum Verstehen bereit bleiben.

Zuhören ist eine viel verzwicktere Sache, als man meinen könnte. Kürzlich habe ich etwas darüber gelernt. Beim Zuhören nimmt sich unser Gehirn, bevor es die Bedeutung des Gesprochenen zu erkennen versucht, Zeit für anderes. Es schätzt ein, welche Art von Beziehung zu uns die sprechende Person anstrebt, ob sie bedrohlich sein könnte, ob sie ein Mann ist oder eine Frau und noch einiges mehr. Dafür nimmt das Gehirn sich geschlagene 0,2 Sekunden Zeit. Das muss man sich mal vorstellen: so viel Zeit. Und andererseits so wenig Zeit, um so viele Dinge abzurufen und einzuordnen. Und wie erbarmungslos. Danach erst kommt das, was ich immer unter Zuhören verstanden habe. Überrascht hat mich das eigentlich nicht. Aus meinen eigenen Erfahrungen mit dem Zuhören weiß ich, dass es einerseits darum geht, die gehörten Sätze in meinem Kopf zu reproduzieren und sozusagen zu verstehen. Andererseits ist mein Kopf keine Kopiermaschine. Er kann es nicht lassen, gleich an Ort und Stelle etwas mit dem Gehörten anzufangen. Es kommt zu Mutationen, also zu jener kleinen

Veränderung, die zu etwas Neuem führt, das später wieder mit andern Gedanken neue Verbindungen eingeht. Das Gehirn würde sich ja langweilen, wenn es bloß zuhören sollte. Auf diese Weise kann das, was beim Zuhören entsteht, wesentlich kreativer sein als das, was ich gehört habe.

Ohne diese eigene Erfahrung hätte ich nie den Mut, eine Rede zu halten. Ich stelle mir nämlich vor, dass Sie beim Zuhören die Dinge auf diese Weise aufnehmen und wahrscheinlich nur die, mit denen Sie jetzt etwas anfangen können. Ich hoffe es jedenfalls, denn wenn ein Vortrag einen Sinn hat, dann diesen. Wir verstehen sowieso nur das, was wir schon wissen und was gleich daneben liegt. Sie werden also Bekanntes in einer ungewohnten Anordnung wiederfinden oder mit einer ungewohnten Betonung. Das könnte im einen oder andern Kopf neue Verknüpfungen bilden. Und vielleicht finden Sie neue Fragen, denen Sie nachgehen möchten. Das würde mir gefallen.

Alles das gilt im Festsaal und genauso in alltäglichen Situationen. In der Schulklasse gilt es auch.

Ich verlasse mich also auf die menschliche Fähigkeit, in Analogien zu denken. Und auf die Möglichkeit, auf mehreren Ebenen zuzuhören. Wir können gar nicht anders, als metaphorisch zu denken. Ich bin sicher, ich könnte über die Erfindung des Fernrohrs oder des Rastertunnelmikroskops reden und könnte Sie nicht daran hindern, ganz andere Dinge mitzuhören, die Ihr Leben, Ihre Arbeit oder vielleicht sogar unser Thema betreffen.

Das bedeutet aber auch, dass ich nicht wissen kann, was in Ihrem Kopf entsteht. Dieser Verlust an Kontrolle ist für mich eine große Erleichterung. Dass er auch eine Verunsicherung sein könnte, weiß ich sehr gut. Ich gebe mir Mühe, Verunsicherungen nicht mehr allzu ernst zu nehmen. Dabei hilft mir die Erfahrung, dass bei mir oft ein Nebensatz stärkere Wirkungen hinterlassen hat als die eigentliche Botschaft. Und das wird Ihren Schülern auch so gehen.

Ein Zuhören, das auf mehreren Ebenen stattfindet, nenne ich kreatives Zuhören. Andere nennen es mangelnde Konzentration, aber es ist, wenn wir ganz ehrlich sind, die normale Art des Zuhörens. Abschweifen und Zurückkehren. Das hat jedoch seine Nachteile. Wenn wir die Gedanken zu sehr auf die eigenen Felder abschweifen lassen, versäumen wir etwas, weil im Gegensatz zum geschriebenen Wort der Text unterdessen weitergeht. Und gelegentlich verpasst man sogar etwas, wenn man etwas versäumt. Jeweils den richtigen Weg für unsere Aufmerksamkeit zu finden, ist nicht leicht, aber vielleicht lernbar. In unseren Gehirnen findet sich bekanntlich eine unerschöpfliche Menge von ungenutztem Potential.

Nach diesem Exkurs über das Zuhören habe ich zum Schluss noch eine Bitte.

Denken Sie nicht, ich hätte als Kind so sprechen gelernt, wie Sie es jetzt von mir hören. Ich bin zwar nicht plattdeutsch aufgewachsen, aber die Sprache in meiner Umgebung war nicht sehr hochdeutsch, im Vokabular eher roh und eingeschränkt und mit einer strikt lokalen Intonation. Als ich fünfzehn war, habe ich in einer bewussten Entscheidung von einem Tag auf den andern zu sprechen angefangen. Sprechen mit sch, wie ich es bei manchen Mitschülerinnen, Lehrerinnen und im Radio hörte. Das wollte ich auch und habe mich von der sbitzeren Sprache des Nordens verabschiedet, auf der übrigens

die besseren Familien in Bremen bis heute bestehen. Der ganze Rest der Sprachdifferenzierung ging, wie üblich, allmählich und unbewusst vor sich. Man schnappt auf und übernimmt, was einem zusagt und – wichtig! – was im Umfeld akzeptiert wird. So entwickelt sich eine Vielfalt der hochdeutschen Sprechmöglichkeiten.

Wäre ich als Schweizerin geboren, wäre das mit der Hochsprache nicht so einfach gewesen. Schweizer könnten es nicht, habe ich immer wieder gehört, so tief, wie sie in ihren Mundarten verankert seien. Anfangs habe ich dann respektvoll genickt, bis ich gemerkt habe, dass das Unsinn ist. Könnten denn nicht Kinder Dialoge aus dem deutschen Kinderfernsehen akzentfrei nachspielen? Es geht nicht ums Können. Es geht ums Dürfen.

Hier kann ich mir ein letztes persönliches Beispiel nicht verkneifen. Es betrifft meinen Erstgeborenen. Im Kanton Zürich kommt man nach drei Schuljahren in eine neue Klasse mit einem neuen Lehrer. Die Eltern treten nach einer Weile zum Elternbesuch an, und der neue Lehrer teilte uns mit, er sei mit den Leistungen unseres Sohns sehr zufrieden, nur an seinem Hochdeutsch müsse er noch arbeiten.

Um diesen Satz einzuordnen, muss man wissen, dass unsere Familiensprache Hochdeutsch war, weil ich mit meinem Schweizer Ehemann erst nach Jahren im Ausland in die Schweiz gekommen bin. Philipps Deutsch war also etwa so wie meins, in einem der damals noch seltenen Ganztagschindsgis hatte er Züridütsch gelernt und dann in der Schule das, was ich Zürcher Hochdeutsch nennen würde. Bis kurz vor der Matur durfte außer den engsten Freunden niemand wissen, dass er ein anderes Deutsch konnte. (In seiner Klasse im Gymnasium gab es übrigens fast keine Schüler, die zwei Schweizer Eltern hatten – ein eklatantes Beispiel für schweizerische Bildungsphobie in den achtziger Jahren.)

Aber zurück zur Rüge des Deutschlehrers in der vierten Klasse. Philipp muss beim Erlernen des Zürichdeutschen etwas überkompensiert haben. Ich habe das immer mit Erstaunen über kindliche Sprachkompetenzen wahrgenommen: drei Varianten des Deutschen trennscharf unterscheiden. Ich weiß nicht, ob ich das könnte.

Es gibt Stimmen, die das für eine Überforderung halten. Das Gegenteil ist richtig: Förderung. Es gibt eine Studie aus Zypern, die die kognitiven Fähigkeiten von Kindern untersucht hat, die sowohl mit zypriotischem als auch mit Standard-Griechisch aufgewachsen sind. Es zeigte sich, dass ihr Gedächtnis und ihre Aufmerksamkeit besser ausgebildet waren als bei Kindern mit nur einer Sprachvariante.

Meinem Sohn kann es also nur gut getan haben, dass er noch eine dritte Version gelernt hat, wenn auch nicht ganz zur Zufriedenheit des Lehrers. Der wollte, dass es flüssiger klingt. Hat er schlecht unterrichtet? Kaum. Er hat nur nicht gewusst, dass ein Schüler nur die Art Hochdeutsch zeigt, mit der er dazugehören kann. Und dagegen ist schwer anzukommen.

Das Dazugehören ist der wesentliche Punkt beim Dürfen.

Ich durfte deutsch klingen. Ich darf diese Sprache so sprechen, als wäre sie etwas Leichtes. Dafür gehöre ich in der Schweiz dann natürlich nicht ganz dazu, obwohl ich meine Sprache in vielerlei Hinsicht so angepasst habe, dass sie hier nicht allzu unangenehm deutsch wirkt. Sie dürfen das nicht. Dass es dafür viele und auch gute historische Gründe gibt, lasse ich jetzt mal weg.

Meine Bitte: suggerieren Sie wenn irgend möglich Ihren Schülerinnen und Schülern nicht, dass das Hochdeutsche eine schwierige Sprache sei, die ein Schweizer Kind zwar lernen müsse, aber im Grunde kaum lernen könne. Das können Sie natürlich nur dann vermeiden, wenn Sie sich selbst zutrauen, es zu sprechen, und nicht insgeheim davon überzeugt sind, Ihre Sprechorgane seien nicht dafür gemacht. Da hilft nur eins: üben, üben, üben. Es muss übrigens nicht so klingen, als kämen Sie aus Hannover. Bei einer Hochsprache ist es üblich, dass man hört, ob jemand aus Hamburg oder Innsbruck oder eben aus Zug kommt.

Im Hochdeutschen versiert zu sein, bedeutet übrigens ganz sicher keinen Schaden für die Mundarten. In der Deutschschweiz sind die Mundarten so lebendig und so wenig vom Aussterben bedroht wie in keinem der Nachbarländer. Sie machen Entwicklungen durch, die von vielen als Degeneration beklagt werden, aber sie sind stark.

Zum Schluss wünsche Ihnen auf Ihren Wegen und mit Ihrem Beruf viele gute Erfahrungen, die nötige Stärke, um mit den weniger guten gut fertigzuwerden, und jede Menge Humor, um trotzdem weiterzumachen.

Hanna Johansen